

*Ulrich Knellwolf, Dr.theol.*  
*Neuweg 12, 8125 Zollikerberg*  
*Tel. 044-395 24 24, Fax 044-395 24 25*  
[ueknellwolf@bluewin.ch](mailto:ueknellwolf@bluewin.ch)

## **Bitzius, der Heidelberger Katechismus und die Geschichten**

Referat im Pfarrverein, 19. November 2012, in Bern

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

ich soll euch einige Aspekte von Gotthelfs Theologie darlegen. Das freut mich auch insofern, als Gotthelf sich nicht besonderen Interesses der Theologen erfreut, was manches über die Formenbefangenheit heutiger Theologie sagt. Soweit ich sehe, beherrscht diese Befangenheit die Theologie seit der Gründung der Universität Berlin, 1810, und der damals waltenden Diskussion, inwiefern die Theologie überhaupt an die Universität gehöre. Womit wir nicht nur schon in der Zeit Gotthelfs, sondern auch im Thema sind.

Damit wir uns richtig verstehen: Was ich hier vortrage, ist keine Wiedergabe von Passagen meiner Dissertation. Seit ihrem Erscheinen sind 22 Jahre vergangen. In dieser Zeit habe ich mich kaum mehr intensiv mit Gotthelf beschäftigt. Ich habe aber in andern Kontexten gelernt, Fragen, die ich an Gotthelf stellte, präziser zu fassen und auf Gotthelfs Antworten genauer zu hören.

Was ich hier vortrage, steht selbstverständlich nicht alles so bei Gotthelf. Denn er hat ja eben keine im heute landläufigen Sinn theologischen Werke geschrieben, sondern Romane und Erzählungen. Aber ich meine, für alles, was ich hier sage, gebe es in Gotthelfs Werken plausible Anhaltspunkte.

### **I Musikalisches Vorspiel: Die Krise**

Während der diesjährigen Luzerner Musikfestwochen, die unter dem Stichwort „Glauben“ standen, hörten meine Frau und ich im KKL ein Konzert des Gewandhausorchesters Leipzig unter Riccardo Chailly. Das Programm: Mendelssohns Sinfonie Nr. 5, die sogenannte Reformationssinfonie, komponiert 1829/30 im Blick auf das Jubiläum „Dreihundert Jahre Confessio Augustana“, das 1830 gefeiert werden sollte. Nach der Pause Gustav Mahlers sechste Sinfonie, die als seine düsterste, um nicht zu sagen hoffnungsloseste gilt, zugleich als seine lauteste. Mendelssohn fünf dauert etwa dreissig Minuten, Mahler sechs etwa 85 Minuten. Ein Monsterprogramm, über das ich zuerst den Kopf schüttelte. Warum nicht Mahler allein? Warum diese absonderliche Kombination?

Ich wusste es nach dem Konzert. Mendelssohns Reformationssinfonie entwickelt im letzten Satz aus dem Choral „Ein' feste Burg ist unser Gott“ so etwas wie einen Triumphmarsch, Allegro maestoso. Keine theologia crucis, sondern theologia gloriae in Reinkultur. Sie tönt wunderbar, und der Theologe stellt jedesmal, wenn er sie hört, etwas unangenehm berührt fest, dass er solchen Tönen schnell

erliegt. Wie obsolet diese schon bei ihrer Entstehung waren, zeigt die Tatsache, dass die Augustanafeier 1830 abgesagt wurde, weil die Pariser Julirevolution auch in Deutschland Unruhen auslöste. Dem fürstlichen Summepiskopat drohte es an den Kragen zu gehen. Die Selbstsicherheit reformatorischer Kirchlichkeit bekam einen Stoss. - Ein wunderbares Stück Musik ist die Reformationssinfonie trotz der theologischen Bedenken, die möglicherweise auch Mendelssohn geteilt hat; er war mit dieser Sinfonie auch nach einer Überarbeitung nicht recht zufrieden.

Dann Mahler, siebzig Jahre später. Aus dem lauten Triumph ist hohler Bombast geworden. Er zeigt, dass es wie bei Drogenabhängigen immer stärkern Stoff braucht, wenn das gewonnen werden soll, was ich Selbstsicherheit der Gläubigen nennen will – und es gelingt, wie Mahler Mal über Mal demonstriert, dennoch nicht. Der Bombast zerbröckelt dem Komponisten unter den Händen: Erde zu Erde, Staub zu Staub. Von Selbstsicherheit am Ende der sechsten Sinfonie nicht die Spur. Jedoch ist die Hohlheit des Pathos unüberhörbar, das unter dem Operettenkaiser Wilhelm II. alsbald zum furchtbarsten aller bisherigen Kriege führen sollte, und das im Nachhinein auch Mendelssohns Allegro maestoso als leere Behauptung entlarvt.

Der Komponist Gustav Mahler wittert den kommenden Zusammenbruch schon 1903/04, wohingegen in Wittenberg noch 1917 das Reformationsjubiläum von naiv hochgestimmten Pfarrern, Professoren, Dekanen, Superintendenten, Generalsuperintendenten und Landesbischöfen mit einem Pomp begangen wurde, als hiesse es in Luthers Lied: „Und wenn die Welt voll Teufel wär, sie kann uns nicht verschlingen.“ Kein Jahr später hatte es den Talar, Baret und Brustkreuz tragenden Kirchenhonoratioren die Sprache gründlich verschlagen.

Mendelssohn komponiert die Reformationssinfonie 1829/30. Mahler lässt vermuten, dass schon da der Wurm drin steckte. Das erste Buch Gotthelfs, „Der Bauernspiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf Von ihm selbst beschrieben“, erscheint 1837. Sollte das Zufall sein? Mendelssohn will im Zusammenhang mit der Augustanafeier keine Krise erkennen – oder versucht er die geahnte zu übertönen? Der Pfarrer Albert Bitzius hingegen geht von einer herrschenden fundamentalen Predigtkrise aus. Steckt die Predigt in der Krise, dann steckt die evangelische Kirche in der Krise, denn die Predigt ist, gemäss reformatorischer Lehre, ihr Herzstück. Als solches versteht sie Gotthelf. Darum geht es in der Krise auch um seine Existenz als Pfarrer. Er steht Mahler eindeutig näher als dem Mendelssohn der Reformationssinfonie.

## **II Theologische Reaktion auf die Krise: Gotthelf und Karl Barth**

Ich werde ja nicht müde, das Loblied Gotthelfs als des bedeutendsten reformierten Schweizer Theologen zwischen Heinrich Bullinger und Karl Barth zu singen. Darum hier zunächst eine – arg stückwerkhaft - Konfrontation Gotthelfs mit dem Letztern. Beide sind sie Krisentheologen. Was Dialektische Theologie heisst, wird bekanntlich oft auch Theologie der Krise genannt.

*„Wir sollen als Theologen von Gott reden. Wir sind aber Menschen und können als solche nicht von Gott reden. Wir sollen Beides, unser Sollen und unser Nicht-können, wissen und eben damit Gott die Ehre geben.“*

Diese Sätze – aus dem Vortrag ‚Das Wort Gottes als Aufgabe der Theologie‘ – haben, wird kolportiert, der Theologie Karl Barths und seiner Freunde die Etikette der dialektischen eingebrockt. Ob zu Recht oder nicht bleibe hier unerörtert. Ebenso wenig gehen wir der Tatsache nach, dass Barth die Krise

nicht geschichtlich begründet, sondern ontologisch: Menschen können „als solche“ nicht von Gott reden. Uns interessiert etwas anderes. Nämlich, dass diese Sätze, die in mehrfacher Hinsicht ein Schlüssel zu Barths Theologie sind, „wir Theologen“ und nicht „wir Christen“ sagen, als ob nur die Theologen und nicht alle Christenmenschen von Gott zu reden hätten. Gesprochen wird also aus der Perspektive des Theologen, und zwar insbesondere des Pfarrers, weil unter der hier stillschweigenden, sonst bei Barth durchaus benannten Voraussetzung, dass in der Rede des Pfarrers, in der Predigt, die Theologie Ernstfall, nämlich Verkündigung, werde.

Die Dialektische Theologie war eine Pfarrertheologie; ihre Protagonisten waren ja ursprünglich selber fast alle Pfarrer: Karl Barth, Eduard Thurneysen, Friedrich Gogarten, Emil Brunner. Nur Rudolf Bultmann war kein Pfarrer. Aber er war nicht von der ersten Stunde an dabei. Und er war auch der einzige, der Bücher und Aufsätze in den gewohnten akademischen Formen schrieb. Weder Barth noch Thurneysen noch Gogarten haben das jemals getan, Brunner kaum. Barth weigerte sich ausdrücklich, dieser Form Tribut zu zahlen; er schrieb weder Dissertation noch Habilitation. Gogarten schrieb anstelle der in Aussicht genommenen Dissertation sein Buch über Fichte, das mehr eine philosophisch-theologische Meditation als eine wissenschaftliche Arbeit ist. Es sollte klar sein, dass im Zentrum ihres theologischen Aufbruchs eine Pfarrerfrage stehe, die als akademische Frage nur sachgemäss verstanden sei, wenn sie als Predigtfrage verstanden werde. Und zwar als die entscheidende aller Predigtfragen, die da lautet: „Wie kann Gott gepredigt werden?“ Aber eben: vom Pfarrer. Das meint Barths Satz mit „von Gott reden“.

Dadurch war der Beruf des Pfarrers als Predigtamt charakterisiert. Und die Theologie war charakterisiert als Disziplin, die dem Pfarrer helfen soll, die Frage, wie von Gott zu reden sei, angemessen zu stellen.

Die Dialektische Theologie setzt also mit der Pfarrer- und Predigtfrage ein und nicht, wie Luther, mit der Frage der Glaubensgewissheit. Der Unterschied ist zumindest insofern relevant, als die Frage Barths und seiner Kollegen das Predigtamt, und damit auch die Glaubensgewissheit, voraussetzt. Luthers Ausgangspunkt tut das nicht, kann es auch nicht, denn das Predigtamt, das für ihn die entscheidende Hilfe zur Glaubensgewissheit werden sollte, gibt es noch gar nicht. Für Luther muss sich das Predigtamt aus der Gewissheitsfrage erst ergeben.

Dieser Unterschied – dass Barth stillschweigend voraussetzt, was bei Luther erst werden muss - hat möglicherweise etwas mit der bedenkenswerten Tatsache zu tun, dass die Dialektische Theologie, die betont ausserhalb der Universität begann, mindestens in der Person Karl Barths erstaunlich schnell zu akademischen Ehren gelangte, im akademischen Betrieb heimisch wurde und ihn *nota bene* kaum veränderte – sehr im Gegensatz zu Luthers Theologie. Und hier dürfte auch ein Grund liegen für Barths auffallende Neigung zur zweiten und nicht zur ersten reformatorische Generation – und für die Wahl des Römerbriefs als Gegenstand seines ersten Buches und nicht, zum Beispiel, des Markusevangeliums. Barths ganzes gewaltiges Unternehmen der Kirchlichen Dogmatik hatte eben zur Voraussetzung, dass es Sache der *Theologen* sei, von Gott zu reden, also das Evangelium zu predigen. Der Grund dafür liegt in Barths Auffassung von Predigt. Die Predigt ist nicht, wie für Luther, das Wort Gottes selbst, durch Menschenmund gesprochen. Die Predigt ist für Barth – vor dem Hintergrund des reformierten Grundsatzes „*finitum non capax infiniti*“ - indirekt Wort Gottes, nämlich Hinweis auf das Mensch gewordene Wort Gottes, welches Jesus Christus ist. Dass es für die sachgemässe Art solchen Hinweises der theologischen Bildung bedarf und Predigt also Theologensache ist, ergibt sich von selbst.

Karl Barth schrieb den zitierten Satz 1922. Dreiviertel Jahrhundert vorher stellte sich die Frage, ob überhaupt und wenn ja, was, wie und durch wen zu predigen sei, dem Berner Dorfpfarrer Albert Bitzios. Er wandte sich ihr konzentriert zu mit seinem ersten Roman „Der Bauernspiegel“, publiziert 1837. Bis zu Gotthelfs Tod, 1854, erschienen innerhalb von siebzehn Jahren zwölf grosse Romane - ein dreizehnter blieb in der Schublade - und viele Erzählungen, zu schweigen von Zeitungsartikeln, Kalendergeschichten, Predigten, Briefen und so fort. Die greifbare Ausgabe von Gotthelfs sämtlichen Werken umfasst zweiundvierzig Bände. Dieses Riesenwerk, behaupte ich, ist der einen einzigen Frage gewidmet – und jetzt können wir nicht mehr sagen: nach der Predigt des Pfarrers, sondern müssen den Fragegegenstand weiter fassen und sagen – nach der Verkündigung und inwiefern sie Sache des Pfarrers und seiner Predigt sei.

Gotthelf war also ein – durchaus ebenbürtiger - Vorgänger Karl Barths und seiner Freunde. Wären diese mit ihrer immanenten Kritik an den theologischen Sprachformen nicht auf halbem Weg stehen geblieben und für narrative Theologie blind gewesen, hätten sie das erkennen müssen. Jammerschade, dass vor allem Barth es nicht erkannt hat; in seiner Theologiegeschichte des 19. Jahrhunderts würdigt er Gotthelf keines Wortes, und in der KD hat er nur ein paar töricht herablassende Sottisen für ihn übrig. Auch das hängt wohl damit zusammen, dass Barths Gesichtsfeld durch stillschweigende Voraussetzungen eingeschränkt war, die Gotthelf nicht teilte.

Ich will den Unterschied an Römer 10, 17 verdeutlichen. In der Freude über seine Entdeckung des Predigtamtes als Ort der Promissio und Quelle der Glaubensgewissheit übersetzt Luther: „Der Glaube kommt aus der Predigt“. Ex akoäs, ex auditu, gibt er mit „Predigt“ wieder und meint damit das neu entdeckte Predigtamt des Pfarrers. Gleich sieht es Barth, wenn auch eben nicht im Rahmen der Frage nach der Glaubensgewissheit. Aber er setzt das Predigtamt als Ort der Verkündigung selbstverständlich voraus. Bei Gotthelf steht das keineswegs fest. Gegen Schluss des „Bauernspiegels“ erwägt der Protagonist, Geschichtenerzähler in Wirtshäusern zu werden – als Ersatz für die ihre mit Begriffen jonglierenden Predigten wie circensische Hochseilakte absolvierenden Pfarrer.

Bei Gotthelf steht die Rolle des Predigtamtes keineswegs fest. Er identifiziert ausdrücklich nicht, wie Luther es als Folge seiner Entdeckung tut, Verkündigung, Glaubensgewissheit und Predigtamt. Und auch nicht wie auf seine von Luther abweichende Weise Barth. Im Gegenteil. Es wird sich zeigen, dass für Gotthelf eben diese Identifikation ein Grund der herrschenden Predigtkrise ist.

Die Identifikation von Verkündigung und Predigtamt ist übrigens auch bei Luther nicht problemlos. Darauf deutet der berühmteste Satz aus Luthers Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“, 1520. Er heisst: „Dan was ausz der tauff krochen ist, das mag sich rumen, das es schon priester, Bischoff und Bapst geweyhet sey, ob wol nit einem yglichen zympt, solch ampt zu uben“ (WA 6, 408). Im Hauptsatz stehen die schönsten und mutigsten Aussagen zum Allgemeinen Priestertum; im Nebensatz steht, sozusagen als Kleingedrucktes, die Einschränkung, die einer Revokation sehr nahe kommt. Ich habe noch keinen Lutherspezialisten getroffen, der eine theologisch einleuchtende Interpretation dieses äusserst folgenreichen Nebensatzes lieferte. Ansätze dafür wären wohl bei Barth zu suchen, aber das wäre sozusagen eine Metabasis eis allo genos. Darum vermute ich, es gebe keine einleuchtende Interpretation dieses Lutherschen Nebensatzes, und argwöhne, er sei eine von der Verlegenheit diktierte Horizonteinschränkung des Theologen.

Diese Horizonteinschränkung finden wir bei Gotthelf nicht. Sonst könnte er nicht, wie erwähnt, gegen Schluss des „Bauernspiegels“ die Überlegung anstellen, ob das Pfarramt vielleicht durch freies Geschichtenerzählen am Wirtshaustisch zu ersetzen sei. Hier steht – wie bei Luther vor der Entdeckung des Predigtamtes - alles zur Disposition. Gotthelfs ganzes folgendes Werk gilt der Präzisierung dieser noch reichlich nebulösen Überlegung gegen Schluss des „Bauernspiegels“.

Gotthelf nennt sich selbst einen „Mann des Wortes“, in offensichtlicher Anspielung auf den Titel des Verbi Divini Minister. Damit setzt er jedoch nicht, wie Barth, in der Krise das Predigtamt voraus. „Mann des Wortes“ heisst für Gotthelf, der Frage nach dem richtigen Wort, seiner richtigen Form, seinem richtigen Verkünder, radikal nachzugehen. Er tut es in seinem erzählenden Werk. Das ist keine leichte Sache und schon gar nicht die Pflege einer Liebhaberei neben dem Beruf. Gotthelf braucht – in dem sehr aufschlussreichen Briefwechsel mit seinem bäuerlichen Freund Joseph Burkhalter – für seine schriftstellerische Tätigkeit unüberhörbar ein Passionsvokabular. Das Schreiben ist sein Kreuz. Ich folgere: Wie die Kreuzigung Jesu dessen Verkündigung bekräftigt und begründet, so geht es in den erzählenden Werken Gotthelfs um die Begründung der richtigen Verkündigung. Denn in der *herrschenden* Verkündigung läuft in den Augen Gotthelfs Grundlegendes falsch.

### III Der Heidelberger Katechismus

Dabei war in der bernischen Kirche ja klar geregelt, was und wie von wem zu verkündigen sei. Wie immer es mit der Geltung weiterer sogenannter Bekenntnisschriften gewesen sein mag, eine stand durch die Häufigkeit ihres Gebrauchs im Vordergrund und prägte schon dadurch die „Normaltheologie“: der Heidelberger Katechismus. Er war offizielles Lehrmittel für die Unterweisung, wurde also jedes Jahr durchgepaukt. Und das hiess, wie entsprechende Szenen im „Bauernspiegel“ zeigen, nicht besprochen, sondern auswendig gelernt und endlos repetiert.

Was ist ein Katechismus? Der Katechismus, das sind die *Loci communes* für das Volk. Wie Melanchthons *Loci communes* den Theologen zeigen wollen, „wie zu lesen sei“, also welche Fragen sachgemäss an die Bibel gestellt werden können und welche nicht, so trichtert der Katechismus jeder Generation von Christenmenschen ein, auf welche Fragen die Bibel beziehungsweise die christliche Verkündigung antwortet und auf welche nicht.

Und zwar geschieht das so, dass nicht etwa der Schüler fragt und der Lehrer antwortet, sondern umgekehrt: Der Lehrer fragt mit auch ihm vorgeschriebenen Fragen, und der Schüler antwortet mit dem, was er vorher auswendig gelernt hat. Es handelt sich um eine reine Wiedergabe von durch alle Beteiligten auswendig Gelerntem.

Gegeben werden, genau wie in den *Loci communes*, also nicht Antworten auf eigene Fragen der Schüler, sondern den Schülern sind die Fragen vorgeschrieben, indem sie dem Lehrer in den Mund gelegt werden, dessen eigene Fragen sie auch nicht sind. Jedoch wird unterstellt, dass diese vorgeschriebenen Fragen die sowohl des Lehrers wie der Schüler selbst zu sein hätten. Und die Antworten geben zwar die Schüler, aber sie sind derart, dass sie schon allein der Sprache nach keinesfalls von ihnen selbst, sondern nur aus einer Theologenfeder stammen können. Das kann aber kaum die Feder ihres Lehrers sein; zu der anspruchsvollen Systematik eines Katechismus wäre der durchschnittliche Pfarrer nicht fähig. Darum müssen ja Fragen wie Antworten von den eigentlich Fragenden wie von denen, die eigentlich antworten sollten, auswendig gelernt werden.

Das bedeutet, dass die Frage-Antwortsituation, die der Katechismus zu sein vorgibt, Fiktion ist. Und – das ist entscheidend - dass es darin keineswegs um den Glauben geht, sondern um pure Auswendiglernerei, also um *Wissen* und also, wie wir gleich sehen werden, um Macht.

Das wäre an sich nicht falsch, wenn der Katechismus nicht vorgäbe, den *Glauben* zur Sprache zu bringen, wie das in Frage eins des Heidelbergers deutlich ist. Nun könnte man das Anselmsche „Credo ut intelligam“ zitieren und sagen, der Katechismus setze eben den Glauben voraus und ver helfe zum intellegere. Aber die Situation im Katechismusunterricht zeigt exemplarisch, was für eine unredliche Taschenspielererei die Anselmsche Formel ist, und dass es dabei um nichts anderes als um die Macht über die Seelen geht.

Anselm macht den *Glauben* zur Voraussetzung für das Verstehen. Der Glaube als Vertrauen, Pistis, kann aber niemals Voraussetzung, sondern immer nur Ergebnis sein. Der glaubende Mensch soll, nach Anselm, zu etwas den Glauben mindestens Ergänzendem, eben zum Verstehen gelangen. Die Katechissussprache macht jedoch deutlich, dass das niemals die Sache aller Christen sein kann, sondern immer nur die von Theologen. Womit die Theologen das Sprachmonopol in der Kirche besitzen und damit die Macht in der Kirche haben.

Anselms „Credo ut intelligam“ setzt in Wahrheit zwei Stände in der Kirche voraus – und nichts anderes tut der Katechismus, obwohl er's vordergründig bestreitet und vorgibt, mündige Christen zu machen. Das gilt auch für den Kleinen Katechismus Luthers, der ja an die familiäre Situation zwischen dem Hausvater und allen übrigen im Haus anknüpft. Auch hier redet der Hausvater nicht seine Sprache, sondern er gibt die ihm vom Theologen vorgeschriebene wieder. In Sachen des Glaubens haben, bis ins Zentrum des Hauses hinein, die beamteten Theologen das Sagen. Sie sind die eigentlichen Priester des Hauses. Dafür steht exemplarisch der Katechismus.

Was dabei herauskommt, zeigt Gotthelf im Roman „Anne Bäbi Jowäger“ am Wirken des Vikari. Gotthelf macht diesen jungen Theologen zu einer Karikatur und handelt dennoch sehr ernsthafte Fragen an seiner Geschichte ab. Der Vikari ist ein Theologe nach der damals neusten theologischen Mode, welche war die Verbindung der Reste altprotestantischer Orthodoxie mit dem Pietismus in gemeinsamer Front gegen den aufkommenden theologischen Liberalismus. Wir haben also die Anfänge jener theologischen Strömung vor uns, die später „die Positiven“ genannt wird.

Ihr Hauptkennzeichen ist die angebliche Bibeltreue, die in Wahrheit mehr eine Katechismustreue und damit eine Überschätzung der Theologensprache ist. So ist es dem Vikari nicht zu viel, die Stiefel anzuziehen und „auf Bern“ zu laufen, um bei den Fachleuten Aufschluss zu holen, wenn er aus einem Bibeltext nicht klug wird. Und er meint, in der nach dem Masstab des Katechismus interpretierten Bibel die Lösung für alle Fälle des Lebens in Händen zu haben. Darum respektiert er nicht, wie sein Patron, der alte Pfarrer von Gutmütigen, das häusliche Priestertum, von dem gleich noch zu reden ist. Sondern der Vikari dringt ins Innerste des Hauses ein, um hier das Sprachmonopol der Theologen zu etablieren und so die Macht über die Seelen zu übernehmen. Es handelt sich um eine Machtübernahme, weil der Vikari ja nicht zur Familie gehört, nicht an der familiären Liebe teilhat, dieser die Familie konstituierenden Kraft. Sein Seelsorgeversuch ist ein Beleg für die These des britischen Autors Ferdinand Mount, die Kirche habe die Familie meistens als feindliche Konkurrenz betrachtet (Ferdinand Mount, *Subversive Family*).

Das Resultat wird sichtbar an Anne Bäbi, der alten, ebenso dummen wie dominanten Bäuerin, dieser Karikatur häuslichen Priestertums. Durch ihren Aberglauben ist ihr erstes Enkelkind ums Leben

gekommen. Darauf drängt der Vikari ihr seine angebliche Seelsorge auf – in Wahrheit handelt es sich um den Versuch einer Machtdemonstration gegen seinen Patron – und predigt der Frau Busse. Und zwar tut er's so, dass er die Geschichte Anne Babis und ihres Enkelkindes in einem Typisierungs- und Reduktionsverfahren auf die vom Katechismus vorgeschriebenen Fragen und Antworten zurückführt, genauer auf die im Heidelberger dominante Sündenlehre. Dadurch kommt er zum Resultat, dass die Grossmutter ihr Enkelkind zu sehr und Gott zu wenig geliebt habe, und dass sie deshalb von Gott bestraft worden sei.

Das ist von Gotthelf theologisch genial beobachtet. Der spätorthodox-pietistische angebliche Biblizismus führt unter dem Vorzeichen der Sündenlehre zu einer spiritualistischen Scheidung von Bibel und Welt, die in den Zwiespalt zwischen Gottes- und Menschenliebe führt – wo doch von Jesus die beiden gerade verbunden worden sind. Darum ist diese Theologie tödlich. Die vermeintliche Seelsorge des Vikars hat denn auch den Selbstmordversuch Anne Babis zum Resultat. Dagegen betont Gotthelf fortwährend die Verbundenheit, ja Verkettung von Himmel und Erde.

Der spiritualistischen Theologie der Reduktion, die alles vom behaupteten Rückgriff auf den reinen biblischen Text erwartet, der aber tatsächlich ein Rückgriff auf dessen Interpretation durch die Theologensprache des Katechismus ist, widerspricht Gotthelf mit seiner hermeneutischen Theorie von der gegenseitigen Interpretation der zwei Bücher, des Buchs der Bibel und des Buchs der Welt. Die Schrift ist Pfand des Bundes Gottes mit seiner Schöpfung. Indem sie durch das Buch der Welt und dieses durch jene interpretiert wird, ermuntert die Bibel, das Neue, das geschieht, nicht nach dem Alten zu typisieren und aufs Alte zu reduzieren, sondern im Neuen mit Hilfe der Schrift die Zeichen des Bundes Gottes mit der Schöpfung zu erkennen. Das meint Gotthelf mit der gegenseitigen Interpretation der beiden Bücher. So ist die Bibel ein Buch der Verheissung und nicht einer tötenden Gesetzlichkeit.

Wie zur Theologie der Reduktion die Vorherrschaft der Theologensprache gehört, so zur Theologie des Bundes die priesterliche, will sagen promissionale Sprachkompetenz aller Christenmenschen. Darum nennt Gotthelf – betont in „Geld und Geist“ – Mutter und Vater die Priester des Hauses und zeigt, ebenfalls in „Geld und Geist“, was die Quelle der priesterlichen Sprachkompetenz von Vater und Mutter ist. Das Gebet des Herrn ist es, das Änneli und Christen jeden Abend vor dem Einschlafen miteinander beten. Das Gebet *des* Herrn, der durch sein Wort, das er seinen Jüngerinnen und Jüngern in den Mund legt, mündige Christenmenschen macht. Als Änneli und Christen diesen Brauch aufgeben, zerfällt ihre häusliche Priesterkompetenz und -autorität. Die Sprache wird zum Anlass von Missverständnissen und Querelen, und die Familie droht zu zerfallen.

Gebet des Herrn ist aber nicht gleich Katechismus, auch wenn das „Unser Vater“ Bestandteil des Katechismus ist. Vielmehr ist das „Unser Vater“ das Zentrum des Evangeliums, wenn wir den Begriff so verstehen wie in Markus 1, 1. Also das Zentrum der Geschichten von Jesus. Diese Geschichten, als Promissio zugesprochen, und das heisst auch: als Interpretament ihrer eigenen Geschichten, machen die Hörer sprachfähig und setzen sie in die priesterliche Sprachkompetenz ein.

Wobei eben „Geld und Geist“ zeigt, dass die promissionale Dimension dieser Geschichten nur *vermittelt* die Sache der Predigt des Pfarrers sein kann. Als Änneli, verzweifelt über den um sich greifenden Zerfall zuhause, allein zum Gottesdienst geht, meint es unter der Kirchentür, es finde keinen Platz. Da steht eine Tagelöhnersfrau auf, winkt und bietet ihm neben sich Platz an. Es ist diese promissionale Geste, die Änneli den Eindruck gibt, die Predigt des Pfarrers sei ganz besonders zu ihm gesprochen.

Man sieht hier, wie subtil und erfahrungsgesättigt Gotthelf über Möglichkeiten und Grenzen der Predigt nachdenkt. Man wünschte sich, die „Theologen des Wortes Gottes“ hätten von dieser Subtilität etwas abbekommen. Im „Bauernspiegel“ steht vor allem der alte Soldat Bonjour für die promissionale Sprachkompetenz der sogenannten Laien, wie in „Uli der Knecht“ der Bodenbauer. Von ihm wird noch die Rede sein.

#### IV Die Geschichten

Anno 1838 begründet Gotthelf in einem Brief an seinen entfernten Verwandten und literarischen Berater, den Juristen Carl Bitzius, warum er die Redaktion des Neuen Berner Kalenders übernimmt. Er schreibt: „Ich möchte in den Kalender Predigen (sic) bringen, d.h. hohe Wahrheiten, aber entkleidet von allem Kirchlichen, gefasst in Lebenssprache, wie man sie auf der Kanzel nicht duldet“ (4, 282). Was aber ist Lebenssprache? Das zeigt sich am Stammtisch, wofür Mias, der Protagonist des „Bauernspiegels“, sich entscheiden wollte. Das zeigt sich ebenso im Kalender, diesem jährlichen Hausbuch, das mit Luthers „Hauspostille“ zu vergleichen sich theologisch lohnen könnte.

Hauptsache in Gotthelfs Kalender, wie übrigens auch in Hebels „Rheinländischem Hausfreund“, sind die Geschichten, bei Hebel ja bekanntlich häufig mit einem „Merke“ versehen. Das gilt genauso für die Unterhaltung am Stammtisch. Wenn im Kalender und am Stammtisch argumentiert wird, dann eingebettet in Geschichten und mit Geschichten. Am Stammtisch ist es besonders deutlich, wie eine Geschichte auf die andere folgt. Am deutlichsten bei Witzen. Einer erzählt einen Witz. Prompt wird mit weiteren Witzen auf den ersten geantwortet – zum Zeichen, dass man verstanden habe. So gibt, wie's richtig heisst, eine Geschichte die andere. Mit dem Kalender setzte sich Jeremias Gotthelf wie sein Namensgeber im „Bauernspiegel“ an den Stammtisch, noch deutlicher als mit den Romanen und Erzählungen, die ja von denen, welchen sie zugedacht waren, kaum gelesen wurden.

Kalender- und Stammtischgeschichten haben eine charakteristische Eigenart, die wir Erben des literarischen Realismus kaum mehr beachten. Sie sind – siehe das Hebelsche „Merke“ - von sogenannten auktorialen Einschüben durchsetzt. Das heisst, dass die erzählte Situation häufig vom Erzähler selbst unterbrochen wird, indem er sich nicht mit Erzählung indirekt, sondern mit argumentierender Anrede direkt an die Hörer oder Leser wendet. Der auktoriale Einschub ist für mündliches Erzählen noch charakteristischer als für schriftliches. Während er in der Schriftlichkeit unterdrückt werden kann, gelingt das in der Mündlichkeit kaum.

Das realistische Erzählen simuliert eine in sich geschlossenen Realität. Das durch auktoriale Einschübe unterbrochene Erzählen redet von einer Realität, in der ein Jenseits ihrer selbst verborgen gegenwärtig ist. Erzählung mit auktorialen Einschüben trägt der mythopoetischen beziehungsweise theoetischen Tendenz der Sprache Rechnung. Stärkstes Beispiel dafür sind die biblischen Gleichnisse. Sie bestehen aus einer – übrigens rein weltlichen - Geschichte und einem auktorialen Einschub. Diese Kombination macht den promissionalen Charakter der Gleichnisse aus. Und nicht nur der Gleichnisse. Denn die ganze Bibel ist derart promissional gestaltet: aus Erzählung und auktorialen Einschüben, die metaphorisch auf die Gegenwart Gottes in den Geschichten dieser Welt hinweisen.

Wie relevant der Unterschied zwischen Gotthelfs Erzählen und realistischem Erzählen ist, lässt sich besonders gut studieren an Gottfried Kellers Aufsätzen über Gotthelf. Keller bewundert die epische Kraft Gotthelfs, jedoch geben ihm, dem Realisten, dessen theologische Einschübe masslos auf die



Nerven. Denn sie stellen fortlaufend die Fiktion einer in sich geschlossenen Realität in Frage. Diese gegen die Tendenz des Erzählens durchgesetzte Fiktion des Realismus aber war für den Feuerbachschüler Keller geradezu ein Glaubenskenntnis.

Im Kalender und am Stammtisch dominieren von auktorialen Einschüben durchsetzte Geschichten. Sie sind die Sprache des Volkes. Solche Geschichten erzählt jedermann, auch Leute, bei denen es für reine Argumentation nicht reicht. Und vor allem kann jede und jeder einer Geschichte zuhören, auch solche, welche keiner reinen Argumentation zu folgen vermögen.

Bei der rein argumentierenden Darlegung des Glaubens, wie sie im Katechismus geschieht, bleiben die Geschichten auf der Strecke. Das heisst aber, dass die Welt auf der Strecke bleibt, denn wir „haben“ die Welt nur in Geschichten. Die biblischen Geschichten sind im Katechismus bestenfalls als Belegstellen für dogmatische Loci relevant. Und die eigenen Geschichten der Katechumenen und des Lehrers werden ganz unterschlagen.

Geschichten – und zwar eben von auktorialen Einschüben durchsetzte - sind aber die Hauptsache der Bibel, so wahr die Bibel davon redet, dass Gott mit seiner schaffenden und erhaltenden Kraft in seiner Schöpfung gegenwärtig ist. Diese Gegenwart kann nur in der Verbindung von Erzählung und auktorialem Einschub ausgesagt werden. Wird die Erzählung unterschlagen, regrediert der Glaube zum Wissen. Ich sage: regrediert. Denn der Glaube setzt Wissen voraus, so wahr kein Mensch ein Christ sein kann, ohne Geschichten von Jesus gehört zu haben. Die Erfüllung des Glaubens aber heisst nicht Wissen, sondern eschatologisches Schauen. Vor diesem Schauen gibt es – in Widerspruch zu Anselm - nichts, was ergänzend oder erfüllend zum Glauben hinzukäme.

Die biblischen Geschichten mitsamt ihren auktorialen Einschüben sind die Garanten dafür, dass wir Gott nicht weltlos und die Welt nicht gottlos denken. Sie reden von Gott in seiner Verbundenheit mit der Schöpfung und von der Schöpfung in ihrer Verbundenheit mit Gott. Sie reden also von beiden in Relationsbegriffen. So behüten sie uns davor, Gott und Mensch in einer abstrakten Ontologie als voneinander unabhängige Wesenheiten denken zu wollen, die sekundär miteinander verbunden werden müssen. Am deutlichsten unterstrichen finde ich die Differenz zwischen Ontologie und Relation, Reduktion und Bund bei Gotthelf in der Erzählung „Kurt von Koppigen“.

Zugleich ist von auktorialen Einschüben durchsetzte Narration, wie gesagt, die Sprache des Volkes, Charakteristikum des niedrigen Stils der Rhetorik, der, nach Luthers „Sendbrief vom Dolmetschen“, ja der dem Evangelium angemessene Stil ist. Im Katechismus hingegen siegt die Hochsprache der Theologen über die Sprache des Volkes. Anselms „Credo ut intelligam“ ist die Selbstermächtigung der Theologen zur Abstraktion von den Geschichten, zur begrifflichen Systematisierung des Glaubens und damit zur Errichtung eines Sprachmonopols der Theologen in der Kirche. Das Volk wird sprachlos gemacht, entmündigt. Es ist das zuinnerst Falsche an der Katechismussituation, dass sie mit einer Scheinmündigkeit operiert.

Dafür zeigt Gotthelf vom Anfang seiner Schriftstellerei an ein feines Gespür. Darum nennt er sich selbst betont einen „Volkschriftsteller“. Das hat bei ihm nichts „Volkstümliches“, denn, Bert Brecht, „Das Volk tümelet nicht.“ Ein Volkschriftsteller zu werden hat ihn redlichen Schweiß gekostet. Er musste zuerst von seinem hohen theologischen Ross heruntersteigen, musste die Weltkompetenz der Emmentaler Bauern entdecken, eine Kultur freier Bauern von alters her. Er, der Theologe, musste bei diesen Bauern in die Lehre gehen, um aus der Rolle ihres Vormundes herauszufinden. Er musste

lernen, sie in ihrer Weltkompetenz als unverzichtbare Partner zu akzeptieren; erst so konnte er selbst ihnen mit seiner Bibelkompetenz ein unverzichtbarer Partner werden.

Mias überlegt sich gegen Schluss des „Bauernspiegels“, Geschichtenerzähler in der Dorfwirtschaft zu werden. Das wäre eine Ausnahmeexistenz und kein bürgerliches Auskommen. Also wird Mias Gemeindeschreiber. Geschichten am Wirtshaustisch erzählen kann er trotzdem. Das geschieht ja ohnehin. In den Geschichten, die sie erzählen, sind die Leute am Stammtisch mündig – und zeigen, inwiefern sie's sind und inwiefern nicht. Geschichten erzählt normalerweise einer nicht im Hauptamt – er sei denn ein sogenannter „freier Schriftsteller“; es spricht Bände, dass Gotthelf das nie sein wollte, sondern immer Pfarrer blieb. Geschichten werden normalerweise nebenher erzählt. Gerade so sind sie das Vehikel des Glaubens.

Da gibt es aber noch die Pfarrer. Sollten die überflüssig sein? Am Schluss des „Bauernspiegels“ scheint es fast so. Aber schon in „Uli der Knecht“ zeigt sich, dass auf deren Kompetenz, die vor allem Bibelkompetenz ist, nicht verzichtet werden kann. Sie wird nur schädlich, wenn sie allein das Wort haben will.

Ich schliesse, als Beleg dafür, mit dem Hinweis auf das dritte Kapitel von „Uli der Knecht“, das die Überschrift trägt: „Eine Kinderlehre während der Nacht“.

Der junge Knecht Uli droht zu verludern. Sein Meister, der Bodenbauer, wartet trotz des Protestes seiner Frau lange, ehe er ihn ins Gebet nimmt. Er passt eine gute Gelegenheit ab, die sich ergibt, als ein Kalb zur Welt kommen soll. Also kein extra organisiertes Gespräch, sondern eines nebenher. Gottes Anrede kommt insgeheim, während etwas anderes als Hauptsache erscheint. Meister und Knecht sitzen nächtlicherweile wachend vor dem Stall. Und, kalauernd gesagt, während im Stall ein Kalb geboren wird, wird vor dem Stall aus einem Kalb von Knecht ein aufrechter Mann. Denn in dieser „Kinderlehre während der Nacht“ erklärt der Meister dem Knecht, was „*dienen*“ heisst. Die Erklärung hat er nicht – spiritualistisch - aus sich selbst. Er gibt erzählend wieder, was er seinerzeit in der Unterweisung vom Pfarrer dazu gehört hat. Aber er gibt es in den eignen und nicht in auswendig gelernten Worten wieder; Bibel, interpretiert durch die Welt, in der Sprache, die den Bauern mit dem Knecht verbindet, also auch in eigener, jedoch nicht angemasteter, sondern verliehener Kompetenz, in eigener, nicht gestohlener, sondern verliehener Mündigkeit.

Und siehe da, diese Kinderlehre wirkt. Alle Kinderlehren, die Uli besucht hat, und wo der Katechismus von vorn nach hinten durchgepaukt wurde, und alle Predigten, die er gehört hat, haben nichts bewirkt. In dieser Nacht jedoch, auf dem Bänklein vor dem Stall, wird durch das vom Mund des Meisters in erzählenden Zusammenhang und eigne Worte gefasste und so vermittelte Wort Gottes ein neuer Mensch geboren.

\*\*\*